

Be-denken

In die 1200-jährige Geschichte unseres Bistums Münster, die im nächsten Jahr als »Liebesgeschichte« festlich erinnert werden soll, wird das Jahr 2004 womöglich als das Jahr eingehen, in dem auf breiterer Ebene Eingriffe in die gewachsene Gemeindestruktur des Bistums erfolgt bzw. fest in den Blick genommen worden sind. Man wird als Dokument die mehrteilige offizielle Veröffentlichung in der Kirchenzeitung, dem Bistumsorgan, festhalten, durch die erstmals die »Windrichtung« der Veränderung der gesamten diözesanen Öffentlichkeit mitgeteilt und begründet wurde - verbunden mit dem Versuch, die Veränderungen »schmackhaft« zu machen und als Chance kreativen Mitgestaltens zu deuten. Von einigen gekürzten Leserbriefen und gelegentlichen »Erfolgsmeldungen« vollzogener Zusammenlegungen abgesehen, findet das alles seitdem kaum einen Niederschlag im Kirchenblatt, obwohl landauf, landab Unmut und vielfach Lähmung und Resignation herrschen – nicht nur bei den Laiengremien. Auch kann man sicher nicht behaupten, daß die strukturellen Eingriffe mit allen Entscheidungsebenen des Bistums sorgsam abgestimmt worden seien. Schließlich stehen sie in eklatantem Widerspruch zum Geist und zu vielen Aussagen des Diözesanforums - dieses scheint schon »Schnee von gestern« zu sein. Umso wichtiger erscheint es mir, daß diejenigen sich äußern, die den eingeschlagenen Weg für bedenklich halten, auch wenn es fast schon zu spät ist.

Worum handelt es sich also?

Alle bisherigen Versuche, Gemeinden auf freiwilliger Basis zu einem stärkeren Zusammengehen zu bewegen – Pfarrverband, Pfarreiengemeinschaft und Seelsorgeeinheit – scheinen nun abgetan: Der Zwang der drei benannten Faktoren – Priestermangel, Geldmangel und »Gläubigenmangel« (das ist bereits eine Deutung! – lasse keine andere Konsequenz zu, als größere pfarrliche Einheiten zu schaffen durch Zusammenlegen mehrerer bisherigen Pfarreien oder durch Rückführung jüngerer zu den Mutterpfarreien. Wo im Bistum dieser Weg nicht unmittelbar von oben »verordnet« oder vor Ort »vorausgehend« freiwillig gegangen wird, wartet man jeweils das fällige, ruhestandsbedingte Ausscheiden der Pfarrer ab. Als Köder wird eine fünfjährige finanzielle Bestandsgarantie für solche Pfarreien angeboten, die freiwillig noch in 2004 den erwarteten Schritt der Fusion getan haben.

Ich bin seit 35 Jahren ununterbrochen im praktischen seelsorglichen Dienst als Kaplan und als Pfarrer tätig. Meine theologische Ausbildung fiel in die Zeit des Konzils; alle zwei Jahre hat uns der Bischof zur »formatio continua«, zur Weiterbildung, ins Priesterseminar gerufen. Hierbei gab es eine Konstante, die sich wie ein roter Faden durch die meisten dieser Fortbildungsmaßnahmen zog: Die Gemeinden sind in der heutigen Zeit nicht mehr »Objekte unserer Seelsorge«, sondern vielmehr »Subjekte ihres eigenen selbstverantworteten Glaubens- und Gemeindelebens«. Von den »versorgten« sollten die Gemeinden immer mehr zu mitsorgenden Größen werden. Der damit verbundene Wandel in der priesterlichen Identität und Alltagstätigkeit mußte – manchmal schmerzlich – erlernt und eingeübt werden. Neben den uns Priestern verbleibenden liturgischen und sakramentalen Funktionen galt es, Gremien sachgerecht zu begleiten, Menschen zu unterstützen und zu ermutigen, die Aufgaben übernommen hatten, und sie in ihrer durch Taufe und die Firmung begründeten »priesterlichen« Verantwortung zu bestätigen, in Augenhöhe mit ihnen umzugehen, sie zu fördern und zu fordern.

Gleichzeitig durften wir erfahren, daß uns in den Gemeinden immer mehr kompetente, kritische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zuwuchsen, die umso motivierter waren, je mehr wir ihnen zutrauten und ihnen freie Hand ließen. »Authentische Berufungen« - das ist hierfür eine angemessenere Bezeichnung als das abgegriffene Wort »Ehrenamtliche« in Verbindung mit uns, den sogenannten »Hauptamtlichen«. Wenn wir uns Zeit nehmen, sie aufzuspüren und anzusprechen, wächst uns ein unerschöpfliches Potential an solchen Berufungen zu, die bereit sind, Dienste in der Gemeinde zu übernehmen - ich behaupte: leichter als früher, als man noch stärker Berührungängste und einen Mangel an theologischer Vorbildung empfand und mehr auf die »Professionellen« fixiert war.

Die Krise der Kirche ist für mich am allerwenigsten Krise der Ortsgemeinden: Wenn immer wieder Statistiken u.a. von schwindenden Gottesdienstbesucherzahlen ins Feld geführt werden, um die strukturellen Eingriffe

zu begründen, dann wird meist übersehen, daß diesem Schwund ein Hoffnungszeichen gegenübersteht: die gewachsene Bereitschaft, Teilbereiche der Seelsorge verantwortlich mitzutragen. Das ist ein hohes Gut, und damit muß sorgsam umgegangen werden.

Blockierend wirkten und wirken einerseits die mangelnde Fähigkeit mancher – auch jüngerer priesterlicher Mitbrüder – sich auf diese nachvatikanische Entwicklung einzulassen, indem sie versuchen, an der überkommenen Priesterrolle festzuhalten oder sie zu restaurieren, und andererseits die Grenzen, die das Kirchenrecht setzt und die Rom in immer neuen Instruktionen festschreibt, nicht auszunutzen, wobei eine uneinige und wenig mutige Bischofskonferenz dem kaum etwas entgegenzusetzen scheint. Dabei haben sicherlich viele ihrer Mitglieder durchaus die Zeichen der Zeit erkannt und ersehnen im Herzen längst Durchbrüche zu Neuem. Die Inkompatibilität römischer Äußerungen mit dem Leben der Ortskirche hat nach meiner Überzeugung wesentlich zu der Entfremdung beigetragen, die allenthalben der Kirche und vor allem der Kirchenleitung gegenüber festzustellen ist – nicht nur bei Jugendlichen!

»Wie kann nun die Kirche auch noch«, so höre ich vor Ort fragen, »die weltlichen Praktiken nachahmen und verfasste Pfarreien wie Post- oder Sparkassenfilialen schließen, die seit Hunderten von Jahren existieren oder die ein blühendes Gemeindeleben aufweisen, nur weil Priester fehlen oder die kirchensteuerlich bedingte Finanzknappheit den hohen Ausstattungsstandard unserer Einrichtungen nicht mehr von oben her erhalten kann?!« Und: »Wie kann man die Leitung der neuen Großpfarreien nur denen zumuten und zutrauen, die den größten zahlenmäßigen Schwachpunkt in der Kirche darstellen, den Priestern, die ohnehin für diese Aufgabe oft wenig disponiert und ausgebildet sind?« Diese »Reform von oben« ist irreversibel und beschneidet Leben da, wo sie Pfarreien erwischt, die bisher selbständig und lebendig sind. Das Profil, das Gesicht, das sie im alltäglichen Leben des Glaubens gewonnen haben, kann sich allzu leicht in den Zwängen der Zentralisierung verlieren. Menschen, die sich neu auf den Weg gemacht und geistliche Heimat gefunden haben, lassen sich nicht einfach umpolen. Die »Seelsorge mit Gesicht«, die den Seelsorgern angeblich jetzt erst recht möglich wird, weil die Seelsorger mit weniger Verwaltung, Gremien und Gruppen zu tun haben und sich einzelnen besser zuwenden können, bringt es mit sich, daß man den Mikrokosmos der gemeindlichen Substrukturen ganz einfach sich selbst überläßt, ihn vielleicht sogar als lästig empfindet und am liebsten aushungern läßt. Eine Folge wird sein, daß frei schwebende religiöse und esoterische Bewegungen, die heute mehr und mehr im Schwange sind, keine An- und Einbindung an eine bestehende Ortsgemeinde und damit kein wichtiges kritisches Korrektiv finden.

Und schließlich: Woher nimmt man die Gewähr, daß nach dem verordneten Schrumpfungsprozeß für die verbliebenen Pfarreien langfristig noch genügend Priester zur Verfügung stehen? Ferner: Wie sollen junge Leute Interesse an dem Beruf des Priesters oder der Pastoralreferenten finden, wenn diese so weit weg leben und agieren und dabei strukturell eigentlich ständig überfordert sind?

Kann man es verantworten, eingearbeitete Gremien wie die Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte und das da gesammelte Erfahrungswissen einfach aufzugeben, nur weil den wenigen verbliebenen Priestern die ständige Leitungspräsenz nicht zuzumuten ist? Sofern es lebendige Traditionen in Liturgie, Brauchtum und in den Festen der bisherigen Gemeinden gibt – werden die eine Überlebenschance haben in den zukünftigen Großpfarreien? Alles in allem: Kann das Modell der kommunalen Reform der 70er-Jahre – Vergrößerung der Verwaltungseinheiten - wirklich Vorbild sein für das, was unsere Kirche in dieser Umbruchszeit braucht? Fährt der Zug in die richtige Richtung?

Wenn ich diese Bedenken anmelde, werde ich mit Recht nach einer Alternative gefragt. Für mich liegt diese in der behutsamen und konsequenten Weiterführung des bisherigen Weges, Verantwortung für die Kirche von »oben« nach »unten« zu delegieren. »Wir haben keinen Priester für euch, also übernehmt, so weit es geht, priesterliche Dienste in eurer Gemeinde«, könnte eine Botschaft des Bischofs an die Gemeinden sein. »Wir haben nicht mehr genug Geld, um wie bisher euer Gemeindeleben zu unterstützen. Also müht euch auch um mehr finanzielle Mitverantwortung in der Gemeinde«. Diese Botschaft hätte ich mir aus Münster gewünscht. Transparenz und Offenheit wirken motivierend und vertrauensbildend - mehr jedenfalls als alles Schönreden und auch die Aufforderung zur »Trauerarbeit« um den Verlust vertrauter Seelsorgsstrukturen.

In einer Zeit schwindender öffentlicher Finanzen in allen Bereichen müßte in der Kirche doch daran gearbeitet werden, ein zweites finanzielles »Standbein« durch Fördervereine, Stiftungen o.ä. zu bilden. Manch einer vor Ort ist bereit und in der Lage, aus privaten Mitteln mitzutragen, wenn ihm die Zukunft seiner Heimatgemeinde am Herzen liegt. Dazu müßte allerdings das Finanzgebaren der Diözese noch weit transparenter gemacht werden, damit für alle plausibel wird, daß wir inzwischen eine ärmere Kirche geworden sind. Das würde auch bedeuten, daß Hoheitsrechte und -pflichten der Diözese vorsichtig umgeschichtet werden müßten. Die alte christliche Lehre von der Subsidiarität der größeren Einheit der kleineren gegenüber sollte wenigstens in der Kirche selbst gelten.

Alles in allem also: Von oben nach unten, und mit dem Blick auf morgen und übermorgen – das ist für mich Zeichen der Zeit und damit Maxime für die Kirche in all ihren Lebensvollzügen. Zugleich wäre das auch ein prophetisches Zeichen für die Welt gegen die Auswüchse politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zusammenballungen, die den einzelnen Menschen immer mehr aus dem Auge verlieren. ...

Für mich tut sich für den Freckenhorster Kreis ein neues Aufgabenfeld auf: Er sollte es sich jetzt zum Ziel setzen, solchen Gemeinden beizustehen, die innerhalb einer neuen Großpfarrei und in enger Verbindung mit dieser ihre Identität wahren, bzw. neu finden möchten. Sie sind in diesem Bemühen weitgehend alleingelassen, und die Gefahr besteht, daß die Engagierten in ihnen allzu schnell »ausbrennen«. Hier gilt es, Visionen und Modelle zu entwickeln, die »ansteckend« wirken und ermutigen. Immer mehr gilt dabei das alte und bewährte Prinzip »Hilfe zur Selbsthilfe«.

Wir sollten die heutige Situation der Kirche als Herausforderung erkennen, sie gestaltend aufgreifen, statt sie trauernd und ohnmächtig oder sogar resignierend über uns ergehen zu lassen. Ich habe immer noch die Hoffnung, dass sich die Kirche aus Gottes Geist und damit aus ihrer Basis und Mitte erneuert, gespeist von der Sehnsucht und Glaubenstreue der Menschen, und ich vertraue darauf, dass sich auf lange Sicht auch die Kirchenleitung nicht einer Erneuerung verschließen wird, nachdem auch sie durch einen schmerzvollen Prozeß des Freilassens und des Loslassens alter Positionen hindurchgegangen ist.